

Literarische Klassiker gelesen von Popstars: Die Stuttgarter Florian Fickel und Peter Geyer verlegen etwas andere Hörbücher

Christian Gaillys „Letzte Liebe“

„Hörbücher sind nichts anderes als Adaptionen“

Die Audiothek von Peter Geyer und Florian Fickel ist ein Hörbuchverlag mit eigenem Ansatz. Da lesen Bela B. (Die Ärzte) und Catherine Flemming Leopold von Sacher-Masochs „Venus im Pelz“, Nikolai Kinski und Mieke (Mia) Peter Handkes Selbstbeziehung, Wigald Boning Stanislaw Lems „Sternstagebücher“ und Thomas D. die Rede des Häuptling Seattle. Wir haben mit Florian Fickel gesprochen.

Herr Fickel, nach welchen Kriterien wählen Sie Werke und Sprecher aus?

Zum Teil sind das klassische Werke, die wir machen wollen, zum Teil Künstler, die uns interessieren und für die wir Werke suchen. Die Seattle-Rede wollte ich unbedingt machen, und dazu passt Thomas D., zum „Seewolf“ passt Ben Becker.

Was machen Sie sonst noch anders?

Klassische Hörbuch-Verlage veröffentlichen eine Version parallel zum Buch. Deshalb hat das Hörbuch als Produkt keine Eigenständigkeit. Wir wollen, dass es unabhängig von der literarischen Vorlage zum Ereignis wird. Es gibt bereits zwei Hörbuch-Versionen der „Sternstagebücher“, aber durch die Besetzung mit Wigald Boning bekommt der Inhalt eine eigene Qualität.

Besteht nicht die Gefahr, dass Bonings bekannte TV-Stimme vom Inhalt ablenkt?

Es ist genau andersrum. Boning interpretiert das satirische Werk „Die Sternstagebücher“ exzellent. Seine Intonierung sitzt, für mich ist er die Entdeckung schlechthin. Die wichtigste Entscheidung fällt vorher: Der Künstler hat einen Bezug zum Inhalt. Das Hörbuch ist eines der anspruchsvollsten Medien überhaupt, weil es nur mit Sprache arbeitet. Umso wichtiger ist eine authentische, ehrliche Interpretation. Wir wollen die Künstler, die keine Sprecher im eigentlichen Sinn sind, lassen, wie sie sind, sie nicht verbiegen. Wenn wir Thomas D. bei den Aufnahmen länger gequält hätten, wäre vielleicht seine Identifikation mit der Rede des Häuptling Seattle verloren gegangen. Bei „Venus im Pelz“ waren wir vier Tage im Studio und haben gemerkt, dass die ersten Takes die besten sind, danach klingt es fast immer gewollt. Und das hört, spürt der Hörer.

„Faust“ mit Bela B. und Thomas D. haben Sie zum Dialog verkürzt – wie viel Freiheit nehmen Sie sich?

Das ist natürlich eine der Grundfragen – und wir glauben, dass Kürzen genauso erlaubt ist wie beim Film. Ein leitender Mann



Der Sprecher hat Bezug zu dem Werk, das er als Hörbuch vertont: Ben Becker machte den „Seewolf“

Foto: Die Audiothek

vom Suhrkamp-Verlag hat uns gesagt: Das ist ja grausam, was ihr mit dem „Faust“ gemacht habt – aber ihr habt recht! Nur so weckt man neue Zielgruppen, und das haben wir geschafft: „Faust“ als Dialog zwischen Faust und Mephisto mit zwei Popstars hat sich über 25 000-mal verkauft. Hörbücher sind nichts anderes als Adaptionen, ein experimentelles Feld.

Wieso erlaubt sich das sonst niemand?

Alle behaupten, das Hörbuch boomt, dabei wird nur viel veröffentlicht. 1000 verkaufte Stück sind mir zu wenig fürs eigene Ego. Das Hörbuch ist ein Nischenprodukt, und da wollen wir raus. Wir wollen nicht nur im Kulturregale stehen. Drei unserer Künstler waren in der Show von Sarah Kuttner auf MTV. Plötzlich sprechen Nikolai Kinski und Mieke zwischen Klingeltonwerbung über Handke, Bela B. über Sacher-Masoch und Thomas D über Seattle – das war dann das erste Hörbuch überhaupt in den Trendcharts. Und bei Handke kann ich mir

vorstellen, dass junge Menschen gar nicht genau wissen, was sie da kaufen. Schaden wird's ihnen nicht.

Das heißt, das Hörbuch wird bei Ihnen zum Pop-Produkt?

Wir behandeln es wie eine Musik-CD und vermarkten es so. Die Sprecher sind prozentual am Verkauf beteiligt, wie das in der Popbranche üblich ist.

Die Beteiligung motiviert die Künstler wohl auch, für das Produkt zu werben...

Natürlich. Die machen das auch gern, weil es mal was anderes ist. In Berlin haben wir eine Leseweche veranstaltet, jeden Tag ein Interpret. Vier der fünf Veranstaltungen waren mit 600 Leuten ausverkauft. Das würde ich gerne in Stuttgart wiederholen.

Was machen Sie, wenn zwei Künstler nicht miteinander warm werden?

Das ist noch nie passiert. Wir treffen uns vorher mit ihnen und sprechen das Projekt

durch. Eine gute Atmosphäre im Studio ist das Wichtigste, denn die hört man hinterher genauso, wie man bei einem Film spürt, ob es gestimmt hat innerhalb des Ensembles.

Sie sind auch Filmproduzent – was hat Sie am Hörbuch gereizt?

Hörbücher sind Filme ohne Bild. Jeder nimmt sie anders wahr, „sieht“ die Geschichte anders vor Augen, und ich finde es spannend, nur die Sprache als Mittel zu haben. Zudem kann man Hörbücher, anders als Filme, schnell realisieren und problemlos selbst finanzieren. Wir machen auch nur eine bestimmte Anzahl an Titeln im Jahr, um jeden von Anfang bis Ende richtig betreuen zu können – anders als die meisten großen Verlage, die sehr viele machen in der Hoffnung, dass einer vielleicht einschlägt.

Fragen von Bernd Haasis

Informationen im Internet unter: www.dieaudiothek.de

Wenn der Tod schon alles geregelt hat

Nur noch kurze Zeit hat der schwer kranke Komponist Paul Cédric zu leben; seine letzten Tage will er, fernab von seiner Frau und von den Pfiffen eines unkundigen Musikpublikums, in seinem Haus am Meer verbringen. Natürlich kommt es anders als geplant: Eine schöne Jazz-Sängerin bringt Unruhe in den Rest seines Lebens. Wem das bekannt



vorkommt, der kennt bereits Christian Gaillys hoch gelobtes Debüt „Ein Abend im Club“, vom Literaturmagazin „Lire“ zum besten französischen Roman des Jahres 2002 gewählt. Auch im neuen Buch des Franzosen gibt die Musik den Ton an; überhaupt liest sich „Letzte Liebe“ wie eine sommerlich aufgeheizte Variation der Themen, die Gailly in seinem Jazz-Roman „Ein Abend im Club“ ins Spiel brachte. Zwar ist aus dem Jazz-Musiker Simon Nardis nun ein Komponist zeitgenössischer Klangkunst geworden, doch nach wie vor ist der Freiheitsdrang, der Gaillys Protagonisten mit den Sicherheiten eines geregelten Lebens brechen lässt, Drehpunkt des Erzählten.

Mit den Konventionen des Erzählens bricht auch Gailly: Das Handlungsstränge wie im Film neben- und ineinander montiert werden, gehört inzwischen zum Handwerkzeug der französischen Literaten. Dass auch die Bildebenen durcheinander purzeln, muss nicht unbedingt sein. Oder hat die Übersetzerin nicht aufgepasst, wenn Schreiben und Sprechen plötzlich eins werden? So gerät eine leichtfertig dahingesprochene Phrase des Sterbenskranken zu einem Satz, „der einem aus der Feder fließt, wenn der Tod schon alles geregelt hat“.

Mit der Sogkraft eines Jazz-Solos haben Kritiker Gaillys eigenwilligen Stil beschrieben, auch durch „Letzte Liebe“ schweben Satzfragmente wie Improvisationssequenzen – doch stellenweise fühlt man sich als Turnierpferd, die Punkte wie Hindernisse überwinden muss. Beispiel gefällig? „Mit einem Druck auf den Knopf. Rief er den linken. Im Allgemeinen sehr schnellen. Der kam nicht.“ Aus einem Aufzug wird so ein abgründiges Objekt, tiefgründigere Einblicke hätte man sich jedoch ins Innenleben eines Sterbenden erhofft. Schließlich war Christian Gailly vor seinem Leben als Autor nicht nur Jazz-Saxofonist, sondern auch Psychoanalytiker. *Andrea Kachelriess*

Christian Gailly: „Letzte Liebe“. Aus dem Französischen von Doris Heinemann. Berlin-Verlag, Berlin. 108 Seiten. 18 Euro

Staatsschauspiel: „Depot X“

Kunstblasen und Arbeitsgespräche

Ein Zuschauer klagte, der „ständige Lärm“ der Musik habe es ihm schwer gemacht, das zwischen Bühne und Publikum Diskutierte zu verstehen. Damit brachte er das Dilemma der „Depot X“-Festivalveranstaltung auf den Punkt: Die Synthese zwischen Kunst und Diskussion über das Phänomen Arbeit wollte nicht gelingen, da beide sich gegenseitig die Aufmerksamkeit stahlen.

Unter dem Titel „Allianz der Profis – Angst schwebt über Stuttgart“ trafen im offiziellen Hartz-Papier zur Mitarbeit gegen Arbeitslosigkeit aufgeforderte „Profis der Nation“ aufeinander: Vertreter des von der Schließung bedrohten Stuttgarter Arbeitslosenzentrums Salz, eine Arbeitslosenaktivistin der Berliner Ideenwerkstatt workstation und die zwei Performancekünstler Bankleer. Sie zeigten ihr in der Stuttgarter Agentur für Arbeit gedrehtes „dokumentationales“ Video: mit Wackelkamera gefilmte kafkaeske Szenen mit überlasteten Vermittlern, die durch kalte Flure hasten.

Die Diskussion kreiste um die bekannte Forderung, angesichts rapide schwindender Arbeitsplätze den Begriff Arbeit weit über eine bloße Erwerbstätigkeit hinaus auf Aktivitäten auszudehnen, welche die Gesellschaft „weiterbringen“. Während manch bemerkenswerter Gedanke, aber auch viel Unausgegorenes geäußert wurden, vernebelte ein von der Gruppe sturclub via Computer eingespielter Soundtrack aus psychedelischem Raunen das Denken. Gleichzeitig bannte eine langsam den Bühnenraum füllende Kunststoffblase den Blick – Ökonomie als unser gesamtes Leben beherrschendes Monster? Eine zumindest bei dieser Veranstaltung deplatzierte Symbolik.

★

Heute werden im Depot weitere Festivalbeiträge zum Thema Arbeit präsentiert: Um 15 Uhr wird „In die Hände gespuht“ (eine Koproduktion mit dem Jes). Um 20 Uhr startet eine neue Reihe: der Depotfilm „Wodu“ ist ein Porträt über Hans-Olaf Henkel. „Um die Wurst“ handelt vom Versuch von vier Männern, die sich mit einer Currywurstbude eine Existenz aufbauen wollen. *Horst Lohr*



Deutsche Oper Berlin: Malakhov präsentiert „Dornröschen“

Jetzt hat sich auch Vladimir Malakhov, einst Starsolist des Stuttgarter Balletts, sein „Dornröschen“ geschaffen. Erstmals an diesem Mittwoch präsentiert der Direktor des Berliner Staatsballetts seine Version des Klassikers von Marius Petipa. Dabei tanzt Malakhov selbst die Hauptrolle als Prinz Desiré. Diana Vishneva ist als Prinzessin Aurora zu erleben. *Foto: B. Settnik, dpa*

„Cosi fan tutte“: Im Ulmer Theater sorgt vor allem der neue Erste Kapellmeister Gordian Teupke für Überraschungen

Alles Liebe oder Das kann doch nicht wahr sein

Diese Inszenierung will viel. „Was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als die Wahrheit?“, liest man schon während der Ouvertüre auf einer großen Leinwand über der Bühne.

VON SUSANNE BENDA

Größer als die Wahrheit kann auch einmal eine (schützende) Unwahrheit sein. Oder vielleicht die Liebe, die beides sein kann: wahr und unwahr. Dies zumindest behauptet Mozarts „Cosi fan tutte“, ein Stück, in dem die Wahrheit der einzigen wahren Liebe am Ende rein gar nichts mehr wert ist. Sei's drum: Im Ulmer Theater wollte die Regisseurin Antje Lenkeit nicht nur Personen präzise führen (was ihr gut gelang), sondern sie wollte ihre Inszenierung auch mit

Bedeutung unterfüttern (was ihr nicht gelang). Das Bühnengeschehen in dieser „Cosi“ lebt von netten, dekorativen Ideen wie etwa den närrischen Gewandungen der verkleideten Liebhaber, die erst als eine Art mongolische Penner, dann als zünftige bayerische Burschen in politisch korrekter Lederhose daherkommen. Wo die Regisseurin allzu viel in Hinter- und Tiefgründigem wählt, wirkt das hingegen oft aufgesetzt: „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit“, prangt als Parole über dem ersten Finale, ohne dass man wirklich wüsste warum. Hübsche Kostüme hat Lenkeit gemeinsam mit Christine Geckeler entworfen. Begleitende Videosequenzen hat sie aber auch drehen lassen, welche die Szene meist weder bereichern noch hinterfragen.

Gesungen wird hier von niemandem wirklich

überragend, aber mit viel Engagement: Vera Schoenenberg gibt die Fiordiligi (leider bei den Koloraturen eher stumpf), Gillian Crichton die Dorabella (mit nicht vollends beherrschter Höhe); Horst Lamnek ist ein guter, allerdings zu wenig kantiger Don Alfonso, Maria Rosendorfsky eine agile Despina; Erwin Belankowitsch singt den Guglielmo fein, aber mit leichten Mängeln in der baritonalem Tiefe; und Xu Chang als Ferrando ist insofern eine tragische Figur, als er gerne ein bisschen zu spät kommt.

Das passt ins Bild, denn insgesamt ist die Abstimmung zwischen Orchester und Bühne nicht sonderlich gut. Das ist umso bedauerlicher, als sich Gordian Teupke, vom 2006 gen Meiningen scheidenden Ulmer Intendanten Ansgar Haag gerade frisch als Erster Kapellmeister verpflichtet, bei seiner

Tanz trifft Kunst: Forsythes „Human Writes“ in Zürich

Mal mir die Menschenrechte

Kunst macht Arbeit – und manchmal auch Dreck. Die Protagonisten haben sich im Züricher Schiffbau kaum ans Werk gemacht, da sind viele von ihnen schon schweißgebadet und kohlrabenschwarz.

VON ANDREA KACHELRIESS

Es hämmert und klopft, dass sich manche der Besucher an die besten Zeiten dieser Industriehalle erinnern, als hier die Mitarbeiter der Firma Escher Wyss Dampfschiffe für die Schweizer Alpenseen bauten.

Heute hat im Schiffbau die Kunst das Sagen, doch an diesem Abend werden bewusst Grenzen verwischt. Als das Publikum um 18 Uhr eingelassen wird, da sind William Forsythe und seine Tänzer bei ihrer ersten Uraufführung im Zuge der neuen Zusammenarbeit mit dem Züricher Schauspielhaus mitten drin in der Performance „Human Writes“. 50 Tische, in Stücken wie „One Flat Thing, Reproduced“ bewährtes Requisit von Forsythes Tanzkunst, strukturieren in fünf langen Hallen den Raum.

An ihnen sind die Tänzer und ihr Chef bei Verrichtungen zu beobachten, die man eher in einem Museum denn in einem Theater erwarten würde und die wenig mit Tanzkunst zu tun haben. Die Mühe, mit der hier Schreibarbeiten in Kohle verrichtet werden, hat gute Gründe: Die Mannschaft soll vier Stunden lang Auszüge aus der Erklärung der Menschenrechte auf große Bögen weißen Papiers notieren. Doch nie dürfen die Buchstaben, die sich zu gewichtigen

Sentenzen wie „Jeder hat das Recht auf Leben“ fügen, einfach hingeschrieben werden, immer muss dieser Prozess, so die Vorgabe Forsythes und seines Beraters Kendall Thomas, einer Behinderung unterliegen.

Wie schreibt man mit dem Fuß auf dem Tisch liegend, ohne bereits Geschriebenes wieder zu verwischen? Ergibt ein konzentriertes Pingpongspiel Lesbares? Ist es möglich, mit verbundenen Augen die Meinungsfreiheit aufs Papier zu bringen? Alles geht, aber nicht ohne Mithilfe der Besucher, die sich ohne Zögern einbringen. Der Dialog hat – außer dem Nebeneffekt, dass Forsythes Tänzer so im Handumdrehen bei ihrem neuen Publikum angekommen sind – einen pädagogischen Unterton: Die Wahrung der Menschenrechte ist auch in sicheren europäischen Gefilden ohne individuellen Einsatz nicht zu haben. Oder mit dem französischen Philosophen Lyotard formuliert: Die Begrenzung soll die Erkenntnis fördern, dass „die Menschheit weiterhin von der Unmenschlichkeit erfüllt ist“.

Künstlerisch bringt „Human Writes“ den Tanz keinen Schritt voran; politisch ist das Projekt von fast anbedingender Korrektheit. Doch der Charmefaktor dieser Installation und ihrer Protagonisten ist so groß, dass sich diese Sicht der Dinge verbietet – auch deshalb, weil sich die Kunst (noch bis zum 27. Oktober) hier in den Dienst einer guten Sache stellt. Für 1000 Schweizer Franken pro Blatt kann man diese Tanz-„Notizen“ erwerben, mit dem Erlös werden auch Menschenrechtsprojekte gefördert.

Informationen im Internet unter: www.theater.ulm.de